REET KUDU ERIKA, MEIN PARISER TALISMAN

In Paris leben - für viele ist das ein schicksalhafter Muß.

Es ist ganz einfach Schicksal, erst in zweiter Linie ist es die Literatur, das Theater, die Malerei, und ganz zum Schluß ist es Geschirrspülen, Putzen, Suche nach einem Gelegenheitsjob.

Das Schicksal heißt Paris, und alles andere -Geschirr spülen und malen, verzweifelt nach einer Verdienstmöglichkeit suchen und nebenher Verse schreiben - dient einzig und allein dazu, nicht von dieser mörderischen, geliebten Stadt lassen zu müssen. In Tallinn und Tartu, Otepää und Rakvere wohnt man einfach. Niemandem käme es in den Sinn, es als sein Lebensziel zu bezeichnen, etwa in Pärnu zu leben. Doch in Paris gibt es jede Menge Schönheitsdurstiger, die keine noch so schmutzige und undankbare Arbeit scheuen, nur um ihrem Leitgedanken folgen zu können: „Ich lebe in Paris!“ Die französische Hauptstadt ist seit eh und je Zufluchtsort künftiger Genies, die heutigen Stars und die Stars der Vergangenheit residieren lieber in Amerika oder Holland... überall, wo viel Geld und große Möglichkeiten sich anbieten. Amerika verspricht mehr Geld als Paris, Amsterdam weitaus mehr Chancen. Doch all jene, deren einziges Lebensziel Paris ist, kräuseln verächtlich die Lippen, wenn man sie mit einem festen Gehalt vom verführerischen Paris weglocken will in eine gänzlich andere Welt. Mit schmutzigem Geschirr im stinkenden Spülwasser klappernd, verkünden sie, daß, wenn ein Mensch Gefühl für Schönheit besitzt, sich dieses in Paris vertieft und verfeinert. Sie könnten jeden Eid darauf schwören, daß die Pariser es verstehen, glücklicher und unglücklicher, trauriger und heiterer, lachlustiger und tränenselig, selbstmörderischer und lebensbejahender zu sein als die Bewohner aller übrigen Städte der Welt.

Paris war und ist das Ideal Erikas, das ist eine unumstößliche Wahrheit, die sie mir tagein-tagaus immer wieder beteuert. Von dem Augenblick an, als ich mit einem Stipendium des Kulturfonds der Estnischen Republik nach Paris kam, um mich als hoffnungsvolle junge Grafikerin in dieser Weltstadt zu vervollkommen, zu entwickeln, ein nationales Talent zu werden, und wir einander in der estnischen Botschaft auf einem Empfang zum Jahrestag der Republik begegneten. Der Name Erika Toolse war mir freilich schon lange bekannt - als skandalösester unter all den Namen von Musikern, die in den Westen gegangen waren. Ihre Flucht kommentierte die sowjetische Presse mit besonderer Schärfe: hatte sie doch die ganze Delegation bloßgestellt, die neue sowjetische Generation verunglimpft. Das estnische Volk distanzierte sich von der jungen Geigerin Erika Toolse als von einer Volksfeindin. Im Gegenzug versichert mir Erika jetzt in Paris jeden Tag, daß die Volksmassen selbst der größte Feind von Kunst und Bohème sind. Und Paris, sagt sie, ist Asyl, Heimatland und Schutzengel der Bohème.

Bevor die Sowjetmacht zusammenbrach, wurde Erika von Touristen aus Musikerkreisen gemieden wie eine Aussätzige, Freunde antworteten nicht auf ihre Briefe, ihre Eltern legten den Telefonhörer auf, wenn sie anrief. Plötzlich schien Erika völlig allein auf der Welt zu sein, allein mit Paris, dem Objekt ihrer Begierde.

Estnische Landsleute im Ausland unterstützen das junge Talent mit süßsaurem Lächeln. Wenn sie sich nun verstellte? Eine Spionin war? Wer kannte sich schon aus mit diesen neuen Flüchtlingen? Anfang der achtziger Jahre war die Möglichkeit, die Union könnte zusammenbrechen, genau so wahrscheinlich wie ein Flug zum Mars.

Damals begriff Erika Toolse endgültig und ein für allemal, daß der Sowjetstaat im Grunde nichts anderes war als ein als Paradies getarntes Gefängnis, wo diejenigen, deren Adresse *Sowjetunion* lautete, an ihr Land gefesselt waren wie leibeigene Sklaven. Übrigens ließen die Volksmassen sich bereitwillig kaufen für irgendeinen billigen Wurstzipfel, den viele auch jetzt noch eifrig als große Errungenschaft der sowjetischen Ordnung preisen. Wenn nur die Wurst und der Monatslohn zuverlässig auf dem Küchentisch lagen - das reichte ihnen, um sich demütigen und ins Gefängnis sperren zu lassen, um widerspruchslos unter Verschuß zu leben, unter der Knute der Zensur. Und man braucht die Zensur ja auch nicht zu fürchten, wenn man keine zu zensierenden Gedanken hat.

Meine Erika allerdings hatte mehr als einen Gedankenzipfel, auf den sich die Zensur gierig gestürzt hätte, egal unter welcher Regierung. Niemals im Leben hatte ich eine bessere und klügere Freundin. Mein für ein Jahr geltendes Stipendium war längst ausgelaufen, doch mit Erika in Paris war ich auch bereit zu hungern. Mit dieser Frau, die alterslos zu sein schien: mal war sie ein kleines Mädchen, mal

eine vom Leben erschöpfte Greisin, sie konnte eine Schönheit mit magisch glänzenden Augen sein und im nächsten Moment ein struppiges Ungeheuer.

Erika hatte - wie alle, deren Schicksal Paris ist - Freunde und Verwandte aufgegeben, Geliebte und Nächste, sie hatte ihres Heimatlandes und der Stadt ihrer Kindheit entsagt, um bis an ihr Lebensende durch die Straßen von Paris zu irren wie durch ein Labyrinth, aus dem es keinen Ausweg nach Hause gibt. Die Ruhelosen dieser Weltstadt leben ohne festen Wohnsitz, denn ihr Zuhause ist ganz Paris! Das gemietete Quartier wird immer wieder gewechselt, ehe man sich häuslich einrichten kann -- so wie die Esten sich einrichten, sogar im meistgehassten Stadtteil von Tallinn, in Lasnamäe. Aus dem häßlichen Lasnamäe zieht man nicht aus, die erbärmlichen Wohnungen in den Plattenbauten sind ja ganz schnell zum Zuhause geworden. In Lasnamäe zu leben ist weder Lebensziel noch Schicksal, aber ein Este will eben wohnen - daheim! Jemandem, der schönheitsdurstig durch die Welt streift, kann man nicht erklären, warum nicht alle Esten längst aus Lasnamäe ausgezogen sind. Wenigstens nach Otepää, wenn sie schon zum Nobelviertel Merivälja keinen Zugang finden?! Was sind schon zwei Stunden Autofahrt! Dafür ist es schön!

Doch die Schönheit wird nicht näher definiert. Und ein Bewohner von Lasnamäe wagt eine solche Definition auch gar nicht, weil er sich nämlich insgeheim seines Gefühls fürs „traute Heim“ schämt: wenn er die Wohnung verläßt, verzieht er womöglich sogar das Gesicht, aber dafür spürt er doch, wenn er in seinen vier Wänden sitzt, daß er zuhause ist. Ein Bewohner von Lasnamäe könnte sich in Paris nicht heimisch fühlen, in der labyrinthischen Schönheit der Pariser Straßen, denn er hat ja schon sein Zuhause in Lasnamäe. Sein erstes wirklich eigenes Zuhause. Und mag dort auch noch so viel Betrieb herrschen, mögen noch so viele Leute in der Wohnung hausen -- nur in diesem gesichtslosen Plattenbau fühlt er sich daheim. Hier ist sein sicherer Hort und seine Zuflucht. Hier gibt es auch noch gute Hausgeister, die haben sich hinterm Ofen - hinter den plumpen Elektroherden von Lasnamäe - eingenistet.

Etwas Häßlicheres als Lasnamäe wird man auf der ganzen Welt kaum finden, und dennoch gibt es sogar eingefleischte Politiker und reiche Pressezaren, die nicht von dort wegziehen. Immer dicker werden die Bäuche, immer flauschiger und länger die Mäntel, als erlaube die allgemeine Konjunktur den Geschäftigen, ihr Fell je nach Saison zu wechseln. Bei Tieren hängt die Mauser mit der Jahreszeit zusammen, bei Bürokraten mit der Dienstzeit. Der eine wird kahler, der andere üppiger und bunter. Aber nach Hause kommen sie alle durch dieselbe Tür im schmutzigen Plattenbau von Lasnamäe. Obwohl der Bauch und der Mantel schon lange nicht mehr zum tristen Aussehen des Wohnblocks passen. Und ich kann sie verstehen. Die Hand erkennt den vertrauten Schalter gleich hinter der Tür, und das Bücherregal linkerhand bestätigt: Hier bist du daheim, du und kein anderer. Hunderte kleiner Annehmlichkeiten, die ein fremdes Auge nicht wahrnimmt... Alles ist ganz genau so wie vor der neuen Estnischen Republik und vor dem Beginn der Jet-Set-Karriere des Politikers! Ich bin bei vielen solch erfolgreichen Leute gewesen, nichts hat sich bei ihnen zu Hause verändert - es ist der Ort, wo sie sich sicher fühlen. Wer in der neuen Zeit hektisch die Wohnung und das Mobiliar wechselt, der versteht einfach nichts vom heilsamen Einfluß der guten Hausgeister.

Die Esten haben sich so sehr daran gewöhnt, ihr Zuhause zu lieben, daß sie sogar Lasnamäe für ihr Zuhause halten. Es gibt für sie nichts Schlimmeres, als unbehaust zu sein - darum kehren die Armen und auch die neuen Reichen allabendlich, komme was wolle, in diesen verödeten Stadtteil heim. Das ist unglaublich, Ausländer können das nicht verstehen.

Und erst recht nicht die Schönheitsdurstigen, deren Schicksal es ist, in Paris zu leben. Unter diesen gibt es natürlicherweise wenig Esten. Esten findet man reichlicher in Schweden - das ist nicht weit entfernt und hat ziemlich viel Ähnlichkeit mit Estland. Auch in Amerika und Australien - die sind wiederum schön weit weg, also ungefährlich, und scheinen Sicherheit zu bieten, wie daheim. Wie daheim, nicht wie in irgendwelchen möblierten Zimmern, wo man sich einredet, die Stadt selbst sei wichtiger als die Möglichkeit, nach Hause zu gehen, nach Hause zu kommen, zu Hause zu sein...

„Man würde viel mehr verreisen, wenn man das eigene Bett mitnehmen könnte“, pflegt der Este seinen engsten Freunden anzuvertrauen. „Pah!“ würde darauf jeder sagen, dessen Schicksal Paris ist.

Erikas Schicksal war selbstverständlich Paris, nicht die Stubenhockerei bei den Hausgeistern von Lasnamäe.

Der Kult, den die Esten mit dem heimischen Herd treiben, rief bei Erika besonders starke Verachtung hervor. Und sie hatte allen Grund dazu. Schon Ende der siebziger Jahre war für die schöne junge Geigerin der Weg in die Musik geebnet, und eine Rolle in einem Kurzfilm ließ auch auf eine Kinokarriere hoffen. Erika verzichtete auf dies alles, weil es ihr Lebensziel war, in Paris zu leben und zu sterben. Um der möblierten Zimmer in Paris willen gab sie nicht etwa ein Kabuff in Lasnamäe auf, sondern sie überließ ihrer Verwandtschaft eine Fünzimmerwohnung in Kadriorg, einem der schönsten Stadtteile von Tallinn. Sie könnte jetzt die Hausherrin in all diesen Zimmern sein und frühmorgens an einem Fenster mit romantischster Aussicht ihre Geigentriller erklingen lassen. Später habe ich dieses Haus angestarrt, um zu begreifen, warum nur, warum Erika immer noch die „Herrlichkeit“ des Geschirrspülens in Paris predigte. Ihren Platz als Geigerin hat sie doch in dieser Weltstadt nicht gefunden! Sie schlägt sich durch mit Gelegenheitsarbeiten, manchmal spielt sie Geige in irgendeinem Café oder auf einem Empfang. Doch Tellerwaschen ist nicht die beste Methode, eine berühmte Violinistin zu werden. Die Geige verlangt ständiges Übe - Paris verlangt Gelegenheitsjobs. Um bleiben zu können, der Bestimmung des Schicksals nicht untreu zu werden. Hunger - na wenschon! Kälte und Angst und Selbstmordgedanken - na wenschon...

Paris - das ist schlimmer als Malleidenschaft oder Schürzenjägerei oder Mannstollheit, schlimmer als Drogen. Es gibt nichts Hoffnungsloseres als die Leidenschaft für Paris. Die Männer und die Frauen kann man wechseln, von der Drogensucht kann man geheilt werden, das Malen kann einem über werden. Aber des Lebens in Paris wird man nie überdrüssig. Der Zauber der Stadt ist ewig und beständig, und er ist verhängnisvoll. Ich versuchte Erika unterderhand ein paar Denkanstöße zu geben: Wäre es nicht „herrlicher“ und auch künstlerischer, in Estland Geigerin zu sein? Oder wenigstens Lehrerin einer Geigenklasse? Die Verwandtschaft würde sie doch in dem schönen Haus in Kadriorg aufnehmen. War sie denn wirklich der Kunst und dem Schöpfertum näher, wenn sie sich in Paris am Rande des Hungers durchschlug? War es etwa besser, immerzu die Wohnung zu wechseln und somit nie ein Zuhause zu finden?

„Ein Zuhause?!“ rief Erika so verächtlich aus, daß ich erschrocken verstummte. „Mein Zuhause ist Paris. Ganz Paris, Riina. Wie kannst du das bloß nicht verstehen? Bist doch selber eine Künstlerin, pinselst deine Bilderchen und verkaufst sie hier manchmal besser als in Tallinn. Im Grunde deines Herzens bist du ein Haushuhn, einfach eine Gans, gar kein Künstler! Hast genug, um in Paris zu leben, und quasselst mir von einem Zuhause!“

„Nicht zu leben, sondern dahinzuvegetieren“, stammelte ich hilflos, denn im Streit mit Erika erkannte ich meine eigene Hilflosigkeit stets am besten. „In Estland hast du dahinvegetiert“, fuhr Erika zänkisch fort. „Nur in Paris kann man sich wahrhaft mit Kunst befassen!“ „In Estland würdest du nicht hungern müssen“, insistierte ich. „Ha-ha-ha!“ Erika brach in ein langes gekünsteltes Lachen aus. „Wer hungert denn jetzt in Estland, wenn nicht die Musiker? Ich habe mit vielen gesprochen..“

„Was wissen die schon von Hunger!“ Nun wurde auch ich wütend. „Sie haben genug Geld, um nach Paris zu fahren, und sind schamlos genug, um auf deine Kosten zu essen, denn ihrer Meinung nach bist du eine Ausländerin. Und du gibst dich nur zu gern als Pariserin, obwohl die estnischen Musiker eher dich freihalten könnten als umgekehrt! Sie haben sich auf Staatskosten durchgefüttert, und jetzt fällt es ihnen plötzlich ein, daß ein Künstler auch das Leben eines Künstlers führen sollte, anstatt nur am Gehaltstag das Geld zu zählen. Du solltest ihnen denselben Vortrag halten wie mir! Das wäre sehr lehrreich für sie - dieses Mastvieh!“

„Lehrreich?!“ sagte Erika, plötzlich ganz leise und traurig. „Was hat mein Gewimmer denn dich gelehrt?“ „Wenschon Geschirr spülen, dann doch lieber zu Hause“, gab ich giftig zurück und bereute es im nächsten Moment.

Auf Erikas Gesicht erschien ein seltsamer Ausdruck, sie schien tränenlos zu weinen. Als was würde sie denn nach Estland zurückkehren? Als erfolgreiche Pariser Tellerwäscherin? Als Meisterin in Gelegenheitsjobs? War sie dreißig? Nein, fast schon vierzig? Ruhm hatte sie nicht erlangt. Einfach ein guter Musiker kann man daheim sein, für Paris reicht das nicht aus. Paris verlangt: alles oder nichts, hier bist du entweder ein Genie oder ein Niemand.

„Entschuldige“, sagte ich flink, „du hast recht, Paris ist ein ganzes Leben wert. Nur daß das nicht jeder schafft. Schon gar nicht jeder Este - Paris zu seinem Schicksal zu machen! Die Esten leiden doch fast alle unter Heimweh. Und du wirst ja einem Seekranken nicht darob böse sein, daß er seekrank ist?! Manchem wird eben schlecht auf hoher See, manch anderem nicht. So kann sich der eine in Paris wacker halten, während der andere heimwehkrank wird... Ach, ich habe einfach gerade mal eine

schwierige Phase; wenn man jeden Tag Pürree aus der Tüte schluckt, noch dazu mit der billigsten Marinade, wird man schließlich selber sauer...“

„Na, dann geht's dir ja noch gut, solange das Tütenpürree reicht“, lächelte Erika spöttisch.

Ich konnte nicht anders, ich mußte sie anstauen, diese Frau, die satt wurde, ohne zu essen, und sich mit einem gelegentlichen Almosen von Paris begnügte. Schließlich hatte sie all ihre Liebe dieser Weltstadt gewidmet, so war es nur gerecht, daß Paris sich ihr gegenüber barmherzig zeigte. Ich hingegen geriet schon beim ersten Anfall von Geldmangel in Panik. Obwohl man noch nicht sagen konnte, ich hätte es vor Hunger nicht mehr ausgehalten - jedenfalls litt ich nicht solchen Hunger, wie Knut Hamsun ihn beschreibt.

Erika gab niemals zu, daß die geliebte Stadt sie zum Hungern zwang. Manchmal verlor sie sich, lächelnd, in Erinnerungen: „Der alte Kaffeehausbesitzer, der hat mich damals gerettet, so nötig kann er mein Gefiedel ja nicht gebraucht haben, aber ich war mehrere Abende an der Seine langgegangen und hatte Selbstmordgedanken gehegt... Zwischendurch saß ich in dem Café am Seineufer und schwatzte mit dem Besitzer. Stell dir vor, er hat gar nicht gemerkt, daß er mir das Leben gerettet hat! Allmählich wurden wir Freunde - deswegen wahrscheinlich hat seine Frau mich einmal in angetrunkenem Zustand aus dem Café geworfen, kaum daß er zu seinen Verwandten nach Griechenland gefahren war. Dabei war und ist nichts zwischen uns gewesen, nichts außer Gesprächen. Überhaupt nichts, aber das ist furchtbar viel - über die Theke hinweg mit einem echten französischen Barkeeper aus Griechenland plaudern. Das war ganz am Anfang, ich war gerade erst aus Estland geflüchtet - welch ein Talent!, hab ich von mir gedacht. Ach, allein schon wegen der Möglichkeit, am Seineufer zu spielen, hat es sich gelohnt, in Paris zu bleiben. Später bin ich manchmal aus dem Café rausgegangen und habe nur für mich gespielt, und das waren meine besten Improvisationen... Ich wußte schon, auf großen Erfolg kann jemand wie ich nicht rechnen - ein Landstreicher ohne Paß... Ein politischer Flüchtling, sagst du? Ha! Die ganze Stadt ist hier voll von solchen, die aus dem Osten gekommen sind: Maler, Musiker, Schriftsteller, Filmdiven, einfach verkrachte Existenzen. Alles ist hoffnungslos, und trotzdem war ich hoffnungslos glücklich... weil ich in Paris lebe.“

Alle Bekenntnisse Erikas endeten damit, daß sie sich veränderte, und mehr als durch die längsten Reden wurde die Richtigkeit ihrer Wahl durch ihr Aussehen bestätigt. Allein schon die Worte „Ich lebe in Paris“ ließen sie aufleuchten in einer ganz speziellen Mischung von Wehmut und Überlegenheit. Eine strahlende Aureole umgab Erika, und in die konnte ich nicht eindringen. Wenn sie am Seineufer entlangging, diese hellhaarige, überschlankte Frau, dann schien sie nicht einfach eine flachsblonde Estin zu sein, sondern eine Pariser Flußnixe, die nur zu dem einen einzigen Zweck Estnisch gelernt hatte, mich immer verführerischer zu umgarnen mit ihren Erzählungen über die Stadt an der Seine, ihr Nixenparadies. Durch die kurzen Röcke, die schwarze Lederjacke und das lange offene Haar wirkte sie von hinten wie ein Halbwüchsiger. Bei unserer ersten Begegnung hatte mich der seltsame Kontrast zwischen Erikas ständiger Spottlust und ihrem tragischen Aussehen schockiert. Niemals vorher hatte ich einen Menschen getroffen, auf dessen Äußeres das Wort „tragisch“ so genau paßte, obwohl Erika fast nie weinte - jedenfalls sah ich sie nicht weinen, wie man das normalerweise tut. Bei ihr blieben die Tränen im Augeninneren gefangen, obwohl sie durchaus vorhanden waren, genau wie die tragische Aureole, die ihre hagere Gestalt umgab. Sie waren da, aber sie zeigten sich nicht. Darum wohl hatte Erika das Recht zu behaupten, daß sie keine geschickte Bettlerin sei - sie verstand es ja nicht, durch Weinen und Schluchzen die Herzen der Leute zu rühren. Sogar als der Kaffeehausbesitzer mit einem Infarkt ins Krankenhaus mußte, standen ihr Tränen nicht zur Verfügung. Das war nun wirklich unverfroren, und der Familie des Patrons wurde damals endgültig klar, daß sie den alten Mann nur skrupellos ausgenutzt hatte. Die Angehörigen selbst weinten laut und mit Genuß, besonders die Tochter, die ihren Vater wohl fünfzehn Jahre nicht besucht hatte und, wie Erika vermutete, enttäuscht war, daß er nicht starb. Eine Krämersfrau aus Südfrankreich mit fetten Hüften und Schenkeln, denen eine ordentliche Hungerkur in Estland mal gutgetan hätte, falls etwa Tallinn die Traumstadt der Madame gewesen und ihr Laden dort pleitegegangen wäre...

Natürlich war es töricht, Erika von meinen Hungersnöten zu erzählen. Wahrscheinlich war auch ich viel mehr Estin als Pariserin. Der Geldmangel machte mich sehr nervös. Nicht so sehr der Hunger, als vielmehr die Ungewißheit. In Estland hatte der Geldmangel völlig andere Dimensionen. Immerhin lebten dort meine Eltern, Verwandte und Freunde. Sogar das Malen und Verkaufen von Porträts in Pirta war eher eine Art Protest und Rebellion gewesen als wirkliche Geldnot.

Paris hingegen ist selbst ein großer Rebell. Und deshalb genießen Rebellen aus kleinen Ländern hier kein besonderes Ansehen. Wen kann man in Paris schon damit erschrecken, daß man sich seit einer Woche im Grunde vom Heiligen Geist ernährt? Damit jagt man den estnischen Mamas und Omas einen Schreck ein, die backen der Heulsuse dann ganz fix Pfannkuchen. Aber Paris, das ist eben ein Paradies für Hungerleider, damit muß man halt rechnen. Sofern man überhaupt bereit ist, mit etwas zu rechnen, und nicht gleich Fersengeld gibt.

Zurück nach Hause! Nach Hause...

„Laß uns essen gehen“, setzte Erika abrupt meinen stummen Seufzern ein Ende, die mich hinderten, mich auf das Gespräch zu konzentrieren. Der Hunger bringt einem keine guten Manieren bei und fördert auch nicht die Schlagfertigkeit beim Antworten. Dabei schätzte Erika an mir gerade das: eine unabhängig denkende Freundin, mit der man „glaube ich, reden kann“. Genau so hatte sie es einmal ausgedrückt. Und dann hatte sie noch gesagt, ich bräuchte keine Märchen und Legenden wie all diese Horden estnischer Touristen, die Paris unsicher machten, weil es Mode sei. Erikas Worten zufolge war ich der erste vernünftige estnische Mensch, der ihr seit langem begegnete.

Warum - vernünftig? Wie das denn - vernünftig? Meine Mutter hielt mich einfach für eine Trautänzerin, und für Vater war ich eine Verrückte, die Abenteuer suchte. Und für Erika „vernünftig“, weil ich nämlich nicht in Panik geriet wie ein gewöhnlicher Tourist, wenn ich spätabends ihr Quartier in irgendeinem arabischen Viertel suchen mußte. Und außerdem verlangte ich nicht, daß sie mir die Stadt zeigte, quengelte auch nicht, Erika möge mit mir durch die Billig-Shops ziehen. Dabei war ich vorher nur einmal zwei Tage in Paris gewesen und „benahm mich, als sei ich schon mein Lebtage in dieser Stadt, erspürte alles Nötige quasi mit geschlossenen Augen“.

Das waren die ersten spärlichen Worte der Anerkennung. Später folgte noch dieses und jenes kurze Lob. Allerdings im Wechsel mit langen und spöttischen Vorwürfen: Ich sei überhaupt kein Künstler, wenn ich nach Estland zurückwolle! Mein ganzes Heimweh sei einfach infantil! Zuhause sei dort, wo man sich wohlfühle, und jeder schöpferische Mensch müsse sich in Paris wohl fühlen, nicht in Tallinn, in dem psychisch deprimierenden russischen Ghetto von Lasnamäe!

Überhaupt ließen Vorwürfe und Spott nicht auf sich warten. Die spärlichen lobenden Bemerkungen hingegen überraschten mich immer. Und zuweilen, so schien es mir, erstaunten sie sogar Erika selbst. Jedenfalls wiederholte sie sie nicht, und sie ließ sich auch nicht auf Erklärungen ein, wenn ich, all meinen Stolz vergessend, ihr noch ein weiteres Lob entlocken wollte. Was heißt „als sei ich schon mein Lebtage in Paris“? Und was heißt „erspürte alles quasi mit geschlossenen Augen“? Das heiße, daß ich mich zum Affen mache, kam es dann wie eine Ohrfeige von Erika zurück. Jeder Tourist im Ausland suche sein Plaisir nicht bei Land und Leuten, sondern bei seiner Reisegruppe. Und deshalb könne er keinen Schritt tun, sobald er allein bleibe. Der Autobus sei für ihn eine Art U-Boot, durch dessen Bullauge der Tourist hilflos auf fremdartige Wesen und Kreaturen glotze. Niemand wage den direkten Kontakt mit dem Wasser, den Kopfsprung ins nasse Element.

Außerdem konnte Erika ihre Landsleute als Touristen nicht ausstehen, weil diese ihres Trostes nicht bedurften. Dabei war diese Frau doch wie geschaffen dafür, zu trösten, Leiden zu lindern, Selbstmörder zu retten. Sie erwartete immer, daß man ihr sein Herz ausschüttete, ihr von irgendwelchen Skandalen erzählte, von Liebesgeschichten, politischen Intrigen, plötzlichen Zusammenbrüchen.. Auf jeden Fall von Tragischem, von Verzweiflung und Depression, weil das Erikas eigener tragischer Aura entsprach. Wie aber sollte man einen Menschen trösten, der stundenlang darüber jammerte, daß ihm zwanzig Franken fehlten für einen preisgesenkten Pelzmantel? „Zwa-anzig Franken! Zwan-zig!“ spottete Erika. „Und der ist Musikwissenschaftler! Kritiker! Was kann so ein Mensch von Tönen verstehen? Sein ganzes Leben ist eine einzige saumäßige Kakophonie. Der ganze Wohlklang von Paris wird ihm zu Füßen gelegt, und er nervt mich tagein-tagaus mit seinen zwanzig Franken. Ich würde ihm ja fünfzig geben, um ihn loszuwerden. Aber er weiß natürlich nicht mehr, mit welcher U-Bahn er fahren muß und in welcher Straße der Laden ist, er weiß nur, es ist ein Eckgeschäft und gegenüber ist eine Bar. Aber in Paris gibt's an jeder Ecke eine Bar! Begreifst du endlich, Riina, warum du vernünftig bist?! Du bist Künstlerin, keine Touristin. Aber alle anderen - egal, ob Schriftsteller, Musiker, Maler oder Handelsleute - , alle verwandeln sich im Ausland größtenteils in Touristen. Das ist ein Atavismus aus ur-sowjetischer Zeit, und der verliert sich offenbar nicht so bald. Wenn sie nicht gerade einem Pelzmantel nachjagen, dann sind sie auf der Jagd nach einem Schloß oder einem Museum, einer Bibliothek oder einfach nach dem Haus, wo beispielsweise Marcel Proust gewohnt hat. Sie interessieren sich nicht für das Haus, in dem zum Beispiel du wohnst oder irgendein sympathischer Franzose, nein, sie wollen toten Stein von Häusern

oder totes Fell von Pelzmänteln. Sie können sich nicht an Lebendigem erfreuen, sie sind nicht imstande, sich einfach an der Pariser Luft zu berauschen. Sie können sich überhaupt nicht berauschen, wie wir beide, sie laufen Amok, wie Verrückte rasen sie durch die Straßen der Metropole, auf der Suche nach „unsterblichen“ Denkmälern oder billigen Fähnchen... Übrigens, was ich schon immer wissen wollte, Riina: Was für ein Amulett besitzt du, daß du gegen diesen Amoklauf gefeit bist?“

Ich weiß nicht genau über meine Amulette Bescheid... Ich glaube schon, daß ich etliche gefunden habe. Doch der beste Talisman in Paris war für mich immer Erika.

Nach dem letzten frugalen Mahl, das wir zusammen einnahmen, kamen ganz überraschend meine Eltern angereist. Sie entführten mich in einem Touristenbus nach Südfrankreich. Ich fühlte mich als glückliche Touristin und war bemüht, nicht an Erika zu denken, die alle Touristen verachtete.

Zwei Wochen später stürmte ich in Paris in Erikas Lieblingscafé, denn nun konnte ich ihr endlich ein gutes Essen spendieren von dem Geld, das Mama mir reichlich geschenkt hatte.

Der Alte, der Erika seinerzeit davor bewahrt hatte, ins Wasser zu gehen, und der mir sonst freundlich zuzulächeln pflegte, wandte mir diesmal abrupt den Rücken zu und begrüßte mich nicht.

Ich setzte mich trotzig an Erikas Lieblingstisch, denn ungefähr um diese Zeit kam Erika immer zum Essen hierher. Der widerliche Alte wollte nichts mehr von Erika wissen, das war klar. Etwa wegen der Eifersucht? Um des lieben Friedens daheim willen? Aber was sollte es dann bedeuten, daß seine Frau mich mit solch heuchlerischer Anteilnahme anlotzte?

Ich starrte zum Fenster hinaus aufs Seineufer. Erbärmliche Typen. Was fand Erika nur an diesem alten Knacker? Ich beschloß zu warten, und wenn es Mitternacht werden sollte.

„An diesem Tisch wird nicht bedient!“ fuhr der Kaffeehausbesitzer mich plötzlich an, in schlechtem Englisch, während er doch sonst immer französisch mit mir gesprochen und meine Sprachkenntnisse gelobt hatte.

„Und warum, wenn ich fragen darf?“ fauchte ich zurück, meine gute Stimmung war wie weggeblasen. Die ganze Freude auf das bevorstehende Wiedersehen mit Erika war mir verdorben. „Wir haben doch einen Trauerfall“, zischelte der Alte mißbilligend und vorwurfsvoll, wobei er sich dicht zu mir neigte.

Tatsächlich, die unscheinbare kleine Vase auf dem Tisch war mit einem schwarzen Band umwunden. Und plötzlich erblickte ich hinter der Vase in schwarzem Rahmen eine winzige, zerknitterte, kaum erkennbare, offenbar aus einem Ausweis herausgerissene Fotografie Erikas.

„Was soll denn das - Erikas Foto...“, stammelte ich töricht, und während des Sprechens kam mir alles zum Bewußtsein... Das Begreifen war so schrecklich, daß ich beinahe vom Stuhl fiel. Der Alte stützte mich im allerletzten Moment.

Nein, das Foto auf dem Tisch war nicht verschwunden, dies alles war keine Täuschung. Es war Erikas Fotografie in einem Trauerrahmen.

„Was für ein dummer Spaß“, stammelte ich abermals wie eine Schwachsinnige und griff verzweifelt nach dem letzten Strohalm der Hoffnung. „Wo ist Erika? Was soll denn das Foto...“

Du selber hast sie wieder in die Seine getrieben, sie hatte sich ja schon mit dem Gedanken ans Weiterleben angefreundet. Und jetzt spielst du hier verrückt!“ sagte der alte Grieche heftig und ließ sich neben mir auf einen Stuhl fallen, so schwer, als erleide er eben einen zweiten Infarkt.

„Erika... ich...das kann nicht sein...“, murmelte ich zusammenhanglos. „Sie wollte doch nach Estland fahren, zurück in die Heimat. Sie selbst waren es... Ihre Frau... nicht ich... ich nicht! Ich war ja nicht mal in Paris.“

Ich war nicht in Paris? Warum war ich nicht in Paris? Warum war ich weggefahren?

„Schon gut, schon gut, nicht du“, stimmte der Alte mir leichthin zu. „Aber Erika wollte nicht zurück, überhaupt nicht. So wie ich auch nicht wieder nach Griechenland will. Man kann niemandem sein

Glück von außen aufzwingen. Für jeden ist das Glück was ganz Eigenes! Und wenn man ihm dieses kleine Glück wegnimmt, es mit Füßen tritt und lächerlich macht, dann... Ach!“ Der Alte winkte ab. „Wozu jetzt noch viel erklären, du bist zu jung, du verstehst es ja doch nicht. Tag für Tag hat Erika hier im Café versucht, dein Heimweh nach Estland zu verlachen und ihr eigenes dazu. Sie hat Wein getrunken und gelacht. Und eines Abends trank sie zu viel und lachte zu viel. Sie ist fortgegangen und hat gelacht. Es war ein böses Lachen, und das Café war proppenvoll. Ich hätte ihr trotzdem nachlaufen sollen, ich hab doch Bescheid gewußt... Ach, du Kind, du weißt ja noch gar nichts...“

Ich lief hinaus.

Am besten hatte mich immer Erika trösten können, und nun konnte ich von ihr keinen Trost mehr erwarten. Wieso wußte dieser kluge alte Mann alles über Erika? Warum nicht ich, die ich mich immer für ihre beste Freundin gehalten hatte? „Er irrt sich, irrt sich, irrt sich...“ versuchte ich mir einzureden, um die Tränen zurückzuhalten.

Doch schließlich wurde auch mir klar: Der Kaffeehausbesitzer irrt sich nicht. Er gewiß nicht. Er war einer von denen, die wirklich etwas über ihre Nächsten wissen wollen. Einer dieser ganz wenigen war er. Einer von denen, die wissen, daß man nicht jeden retten kann.

Übersetzung aus dem Russischen: Waltraud Ahrndt

DIE AUTORIN:

Reet Kudu wurde 1949 in Tartu/Estland geboren. Nach dem Studium der estnischen Philologie an der Universität Tartu ist sie als Schriftstellerin und Choreografin, aber auch als Regisseurin sowie als Autorin über modernen Tanz tätig. 1994 wurde ihr Roman „Vabadus ja Armastus“ (Freiheit und Liebe) in Estland prämiert, 1996 erhielt ihre Tanzchoreografie den 1. Preis im Kindertanzwettbewerb 1996. Zahlreiche Veröffentlichungen von Märchen, Novellen, Romanen, Theaterstücken und Fernsehfilmen zudem zahlreiche Literatur-, Theater- und Ballettkritiken. In Deutschland erschien von Reet Kudu 1993 die Erzählung „Erster Sommer mit eigenem Freund“ in der Sammlung „Roter Stern zerplatzt“ (Ravensburg) und das Theaterstück für Kinder „Die Nacht in der Garage“.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 60/61 1999, herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>